

FACTS

DAS SCHWEIZER NACHRICHTENMAGAZIN

Verkehr: Handstreich gegen Kiffer
Terror: Löcher im Fahndungssystem
U2: Bono will die Welt regieren
Kino: Schweizerinnen in Hollywood



Krisenherd Knast

Islamisten, Verwehrte, Verrückte: Was sich in unseren Gefängnissen wirklich abspielt. Eine Innenansicht.



Donato M., Mörder, eingesperrt bis 2014

Zellen der Gefahr

Zu viele Ausländer, zu viele Verwahrte, zu viele Verrückte: Die Schweizer Gefängnisse sind ein explosives Krisengebiet. Nun soll gar ein islamistischer Terroranschlag aus einem hiesigen Knast geplant worden sein. Ein Report von drinnen. Von Kurt Brandenberger (Text) und E. T. Studhalter (Fotos)

Das Wichtigste im Leben von Michael S. ist ein Datum, der 23. Oktober 2011. An diesem Tag hat er zwei Drittel seiner 16-jährigen Zuchthausstrafe abgessen und kann raus – wenn er keinen Mist baut im Knast.

Auch das Verhängnisvollste im Leben des Michael S. trägt ein Datum, den 27. Januar 2001. An jenem Samstag gegen Mitternacht, in den Ruinen einer Burg über dem Thunersee, töteten vier junge Schweizer ihren 19-jährigen Kollegen Marcel von Allmen – ein Fall, der landesweit grosses Aufsehen erregte. «Vöni», wie sie ihn nannten, musste sterben, weil er das Schweigegelebe ihres geheimen «Ordens der arischen Ritter» gebrochen hatte.

Nicht alle «Ritter» haben mit der Eisenstange auf den Wehrlosen eingeschlagen. Aber alle, auch Michael S., haben den Mord geplant, vorbereitet, den Kollegen an die Hinrichtungsstätte gelockt und zugehaut, wie der «Führer» des Ordens die grausame Tat vollzog; haben mitgeholfen, dem Toten einen schweren Metallzylinder um die Beine zu schnüren, den zetrummerten Körper in den Kofferraum zu verfrachten und im See zu versenken.

Jetzt schiebt Michael S. im Untergeschoss der Strafanstalt Lenzburg Teiglaibe in den Ofen. Um die Hüfte hat er sich eine Schürze gebunden. An den Händen klebt Mehl. Die Bäckerei ist der Arbeitsplatz, den sich S. gewünscht hat. Um sechs Uhr in der Früh ist Beginn, um ein Uhr mittags Schluss. Sieben Tage in der Woche – bis am 23. Oktober 2011.

Rückschritt ins 19. Jahrhundert

180 Gefangene sind in der Strafanstalt Lenzburg eingesperrt. Ein voller Knast. Und nicht der einzige in der Schweiz. Das Zuchthaus ist ein explosiver Mikrokosmos, eine geschlossene Gesellschaft mit ihren eigenen Gesetzen, Dramen und Ab-

gründen: Wachsende Gewaltbereitschaft, Drogenmissbrauch, immer mehr psychisch Kranke, Treffpunkt des organisierten Verbrechens. Sogar Rekrutierungsfeld für muslimische Terroristen kann das Gefängnis sein – das brachte der Fall Mohamed Achraf dramatisch an den Tag.

Diesen Sommer sprach die Presse von «unhaltbaren Zuständen in Schweizer Gefängnissen» («SonntagsZeitung»): Ein Jurist hatte in seiner Dissertation «schwere Grundrechtsverletzungen» aufgedeckt. Seine Kritik richtete sich beispielsweise gegen das Untersuchungsgefängnis Gross-

In Pöschwies werden seit Beginn dieses Jahres 60 Einzelzellen doppelt belegt.

hof in Kriens LU, wo Gefangene in der Arrestzelle «keine Matratze, kein Kopfkissen und keine Wolldecken» erhielten.

Aber auch in Pöschwies in Regensdorf ZH, mit 380 Zellen die grösste geschlossene Strafanstalt der Schweiz, entsprechen die Verhältnisse nicht mehr den Anforderungen eines modernen Strafvollzugs – werden doch seit Beginn dieses Jahres 60 Einzelzellen doppelt belegt. In die zwölf Quadratmeter kleinen Einerkisten wurden Kajütenbetten, ein zweiter Stuhl und Schrank gestellt – ein Rückschritt ins 19. Jahrhundert, galt doch seit 1901 das Prinzip «Ein Mann – eine Zelle».

Über 5000 Menschen sitzen in der Schweiz hinter Gittern. Davon rund 3000 im Strafvollzug, die andern in Untersuchungshaft. Vor allem Ausländer sitzen in Schweizer Gefängnissen. Nur Andorra hat im weltweiten Vergleich mehr ausländische Gefangene, nämlich 84 Prozent, genauso viel wie im Gefängnis Lenzburg. Gesamtschweizerisch sind es 71 Prozent. Am häufigsten vertreten: Kosovaren, Serben, Montenegriner, Mazedonier, Al-

baner, Libanesen, Maghrebiner, Schwarzafrikaner.

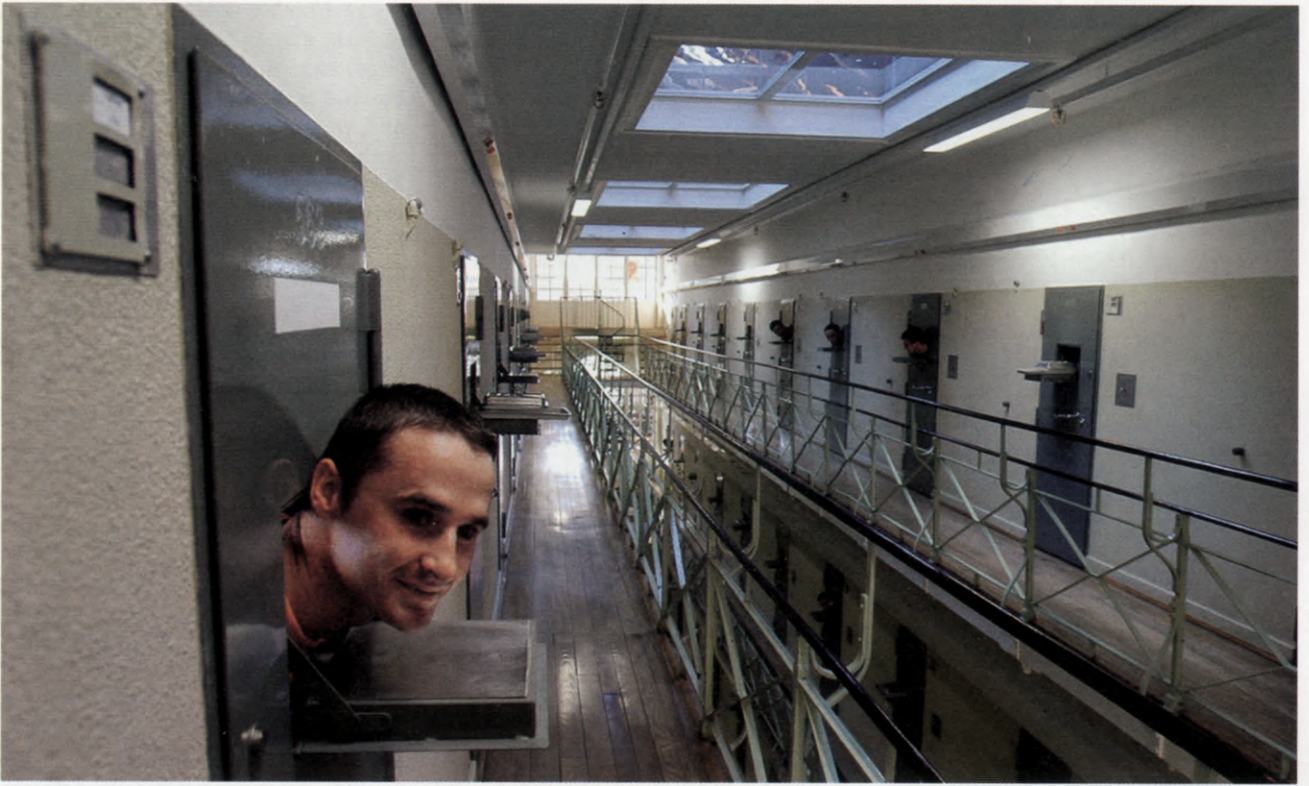
Wie in den andern sechs geschlossenen Strafanstalten (Hindelbank, Thorberg, L'Orbe, Pöschwies, Bostadel und La Stampa) sind in Lenzburg die «schweren Jungs» eingesperrt. Wiederholungstäter, flucht- und gemeingefährliche Delinquenten: Raubmörder, Kinder-, Frauenmörder. Totschläger, Kinderschänder. Drogenbosse, notorische Einbrecher und Betrüger – darunter die Prominenz der hiesigen Gewaltverbrecher: Erich Hauer, 45, mehrfacher Frauenmörder, und Werner Ferrari, 58, mehrfacher Kindermörder.

Immer mehr Gefangene in den geschlossenen Strafanstalten sind psychisch krank. Einige sind unauffällig, unterziehen sich einer Therapie. Andere dämmern vor sich hin oder werden gewalttätig. Das Verhalten psychisch schwer kranker Gefangener bringt das Personal an die Grenze des Erträglichen: Wenn Häftlinge sich in der Zelle schreiend die Haare ausreissen. Wenn sie ihre Fäkalien an die Wand streichen. Oder tobend auf und ab gehen.

Zentrale Figuren im Drogenhandel

Neben den psychisch kranken Insassen ist in den letzten Jahren auch die Zahl jener Gefangenen stark angestiegen, die einer kriminellen Organisation angehören. Besonders zahlreich sind Mitglieder von Rauschgiftbanden – albanische, libanesische, afrikanische. Einige Inhaftierte gehören gemäss den Untersuchungsbehörden zu den zentralen Figuren im Schweizer Drogenhandel.

Zum Beispiel Mohamed el-Barouk (Name geändert): Der bullige Libanese sitzt im Spazierhof und spielt mit Kollegen Karten. Weder die warme Mittagssonne des Herbsttags noch die Glückssträhne im Spiel vermögen den eiskalten Gesichtsausdruck von el-Barouk aufzutauen. Am ►



Insasse der Strafanstalt Lenzburg: Nur Andorra hat im weltweiten Vergleich mehr ausländische Gefangene.



Pavillon, Strafanstalt Lenzburg: Architektur und Funktion des Gefängnisses haben sich seit der Eröffnung 1864 kaum verändert.



Zelle, Lenzburg: Schweinsschnitzel, Teigwaren, gemischtes Gemüse und Vanillecrème.

Vortrag hat ihn das Bezirksgericht Aarau zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Anklageschrift ist von 27 Kilo gestrecktem Heroin die Rede, das el-Barouk als Boss eines libanesischen Drogenrings mit 30 Landsleuten zwischen Genf und Sankt Gallen zum Verkauf gebracht hat. Irgendwann muss einer el-Barouk, den illegal in die Schweiz eingereisten Dealer und Asylbewerber, verpiffen haben. Und während ein anderer nun Kohle macht mit Koks und Heroin, sitzt er im Knast.

Noch nie geregelt gearbeitet

Er sei Opfer eines Komplotts. Die Zeugen der Anklage habe man gekauft. Nur ein kleiner Dealer sei er gewesen, behauptet el-Barouk. Er legt die Spielkarten auf den Tisch, blinzelt in die Sonne, steht auf, geht spazieren. Seine libanesischen Kumpels im Gleichschritt hinterher.

Immer mehr Gefangene im geschlossenen Strafvollzug haben keinen erlernten Beruf, viele noch nie in ihrem Leben geregelt gearbeitet. Aufgewachsen auf dem Balkan, im Libanon, in Somalia, Sierra Leone oder Nigeria, sitzt eine Generation junger Männer in Schweizer Gefängnissen, die während der Kindheit in ihrer Heimat nur Krieg, Vertreibung, Chaos und Elend erlebt hat. Gesetz, Verantwortung, Moral, Arbeit, Zukunftsperspektive, Geborgenheit kennen sie nicht. Wo sie aufgewachsen sind, gilt das Recht des Stärkeren. Manche gehorchen nur dem obersten Boss, auch im Gefängnis.

Nun sitzen sie in der Schweiz hinter Gittern, müssen sich einem Regime von Gehorsam, Disziplin, Vorschriften, Pflichten und dem Arbeitszwang unterordnen. Kein windiger Clanchef, der nach eigenem Gutdünken bestimmt, was Sache ist, kein Rumlummeln mit Cousins, fertig krumme Touren. Stattdessen bodenständiges Gefängnispersonal, strenge Hausordnung und Tagesstrukturen, minutengenaue.

Ein Tag in der Strafanstalt Lenzburg:

6 Uhr 45: Tagwacht. Abspeisen, das heisst, die Luke der Zellentür wird heruntergeklappt und das Blechtablett mit dem Morgenessen draufgestellt.

7 Uhr 30: Abmarsch zur Arbeit in einen der 18 anstaltseigenen Betriebe. Der durchschnittliche Tagesverdienst, das sogenannte Pekulium, ist 26 Franken. Ein Teil des Lohns wird bar ausbezahlt, der Rest einem Sperr- beziehungsweise Freikonto gutgeschrieben.

10 Uhr 45: Hofgang, Einkauf im Kiosk.

11 Uhr 15: Einschluss, die Gefangenen werden in die Zelle gesperrt. Die Zellen sind 8,5 Quadratmeter klein, einige wenige 10,5.

11 Uhr 30: Abspeisen.

Bei unserem Besuch gab es Schweinsschnitzel, Teigwaren, gemischtes Gemüse und Vanillecrème – in einer Qualität, die den Vergleich mit Kantinen von Schweizer Firmen nicht zu scheuen braucht.

13 Uhr 10: Abmarsch zur Arbeit.

16 Uhr 25: Hofgang.

16 Uhr 50: Einschluss.

17 Uhr 00: Abspeisen.

17 Uhr 30: Geführte Freizeit, unter Aufsicht und Anleitung treiben die Häftlinge Fitness und Bodybuilding, trainieren Boxen, Fussball-, Basketball-, Badminton und Volleyball oder töpfern und malen. Einige besuchen PC- und Deutschkurse. Zur gleichen Zeit findet die «ungeführte Freizeit» statt. Jedem Zellentrakt ist ein Freizeitraum angeschlossen. Dort spielen die Insassen Karten oder Billard.

18 Uhr 15: Kurzes Duschen, nur werktags.

19 Uhr 40: Geführte Freizeit oder Zelleneinschluss.

20 Uhr 10: Einschluss und Verteilung der Medikamente.

20 Uhr 30: Abrunden, das heisst, jede Zelle wird nochmals geöffnet, um zu kontrollieren, ob sich der Gefangene drin befindet. Ob alles in Ordnung ist.

Dann fällt die Tür ins Schloss. Man ist eingesperrt und starrt auf die Stahltür, die innen weder eine Türfalle noch ein Schloss oder Guckloch hat. Weggesperrt.

Elf Stunden allein

Wer wie der Besucher nur eine einzige Nacht in der verriegelten Zelle verbringt, den streift bloss der Hauch einer Ahnung, was es bedeutet, für Monate, Jahre, vielleicht bis zum Tod in dieser Zelle eingesperrt zu sein. Zwar gibt es Licht, Stuhl und Tisch, Bett mit Decke, Duvet und Kopfkissen, Lavabo und WC. Fernseher, Radio und Bücher. Man darf an den verputzten Betonwänden Bilder und Poster anbringen. Fotos von Frau und Kindern ins Regal stellen. Sich auf den Stuhl stellen und durch das doppelt vergitterte Fenster auf den gegenüberliegenden Zellenblock blicken und zum Himmel hinaufschauen. Durchs geöffnete Fenster sind die Geräusche aus den Nachbarzellen zu hören – TV-Töne, WC-Spülung, Singen, Fluchen und wenn es still wird hinter den Gittern die Schritte der Nachtwächter draussen im Schotter. Elf Stunden allein in der Zelle. Nacht für Nacht. Erst wenn am Morgen um halb acht die schwere Tür mit zwei kurzen, metallenen Schlägen – «ratsch-ratsch» – aufgeschlossen wird, ist man wieder unter Menschen und die Geister der Nacht für ein paar Stunden los.

Samstag und Sonntag ist für die meisten arbeitsfrei, die Einschlusszeit dann länger, viel länger.

Maximal zwölf Minuten pro Woche dürfen Gefangene von einer überwachten ►

Hinter Gittern in der Schweiz

Wie viele Häftlinge sind in den nationalen Strafanstalten eingesperrt? Wie viele davon sind Ausländer? Wie steht die Schweiz im europäischen Vergleich da?

Gefängnissteckbrief 2003

Anzahl Haftplätze: 6513
Belegungsrate: 81 Prozent

Gesamter Insassenbestand



Anteil Frauen: 6,2 Prozent
Anteil Minderjährige: 2 Prozent

Insassenbestand nach Haftgründen

Untersuchungshaft: 1710
Vorzeitiger Strafvollzug: 526
Strafvollzug: 2629
Auslieferungs- oder Ausschaffungshaft: 301
Polizeihaft, fürsorglicher Freiheitsentzug und andere Haftgründe: 100

Total Wohnbevölkerung: 7 350 000

FACTS-Grafik Quelle: Bundesamt für Statistik



Gefängnisstandorte

In der Schweiz gibt es sieben grosse geschlossene Vollzugsanstalten. Hinzu kommen – neben allen Bezirksgefängnissen (für Untersuchungshaft und kürzere Strafen) – 33 offene oder halb offene Anstalten (für längere Haftstrafen); beispielsweise die Strafanstalt Saxerriet SG oder die Kantonale

Strafanstalt Wauwilermoos LU. Total zählt die Schweiz 166 so genannte Institutionen des Freiheitsentzugs. In den geschlossenen Anstalten ist die Belegungsrate mit 88 Prozent höher als in den übrigen Gefängnissen (79 Prozent).

Ausländeranteil in den Gefängnissen Europas

Angaben in Prozent

1. Andorra	83,6
2. Schweiz	70,8
3. Luxemburg	63,9
4. Zypern	42,9
5. Griechenland	42,4
6. Belgien	40,9
7. Gibraltar (GB)	36,8
8. Niederlande	36,4
9. Estland	35,8
10. Liechtenstein	35,3
11. Malta	35,0
12. Österreich	33,0
13. Italien	30,1
14. Deutschland	29,9
15. Schweden	27,2
(...)	
52. Armenien	0,1

Nationalität der Vollzugsinsassen

Anzahl Insassen 2002, gesamt 3357

1. Schweiz	1260
2. Serbien/Montenegro	512
3. Albanien	265
4. Afrikanische Staaten	171
5. Italien	165
6. Türkei	114
7. Portugal	74
8. Mazedonien	73
9. Frankreich	71
10. Algerien	64
11. Spanien	43
12. Libanon	40
13. Bosnien-Herzegowina	31
14. Deutschland	26
15. Kroatien	26
16. Brasilien	24
17. Dominikanische Rep.	21

Frauenanteil in den Gefängnissen Europas

Angaben in Prozent

1. England	8,9
2. Spanien	7,7
3. Andorra	7,3
4. Portugal	7,1
5. Niederlande	6,8
6. Schweiz	6,2
7. Weissrussland	6,1
7. Luxemburg	6,1
9. Ungarn	6,0
9. Grossbritannien	6,0
11. Ukraine	5,9
12. Zypern	5,8
12. Russland	5,8
14. Österreich	5,7
(...)	
51. Liechtenstein	0,0



Mörder Donato M., Lenzburg: «Zwanzig Jahre, das ist zu viel.»

Box aus telefonieren. Die Gespräche werden mitgeschnitten. Einmal in der Woche kann während zweier Stunden Besuch empfangen werden. Die Identität der Besucher wird überprüft. Der Raum, in dem auch andere Gefangene mit ihren Besuchern sitzen, wird von einem Angestellten ausser Hördistanz überwacht. Auf Wunsch und schriftlichen Antrag wird den Insassen er-

laubt, samstags zwischen 16 Uhr 30 und 20 Uhr drei Mitgefangene in die Zelle einzuladen. Die Zellentür bleibt offen.

Donato M. ist ein beliebter Gastgeber, der jeweils am Samstag auf einem Gaskocher (der den Insassen gegen Bezahlung zusteht) Spaghetti und Sugo zubereitet. «Fast wie zu Hause», sagt Donato – eine Aussage, die etwas irritiert, wenn man

seinen Lebenslauf betrachtet: Als Kind vom Vater häufig geschlagen. Als Jugendlicher in Erziehungsheimen. Anlehre als Plattenleger. Oft ohne Arbeit. Mitte zwanzig Heirat mit Natascha, einer Tschechin, die in Zofingen in einem Nachtlokal arbeitet und nach wenigen Monaten – inzwischen im Besitz der Aufenthaltsbewilligung – an der Ehe mit Donato nicht mehr interessiert ist und zu einem andern Mann zieht.

Ermordung des Konkurrenten

Nichts mit Liebe. Aus der Traum vom «Zuhause». Der junge Italiener kauft einen Dolch, fährt nach Zofingen ins «Rössli», wo seine Frau hinter der Bar steht. Er trinkt ein Bier. Wartet. Noch ein Bier. Wartet. Nippt an einem Gin Tonic. Wartet – sechs Stunden. Dann kommt der Mann, der ihm seine Frau weggenommen hat. Donato, noch keine dreissig Jahre alt, holt das Messer aus dem Ärmel und sticht zu. Einmal, zweimal, dreimal – immer und immer wieder. Er legt seinem toten Konkurrenten das Messer auf den Bauch, setzt sich an die Bar und wartet auf die Polizei.

Das Gericht erkannte einstimmig auf Mord: Zwanzig Jahre. «Das ist zu viel», sagt Donato M. der in seiner Zelle auf dem ▶

GESCHICHTE

Foltern, töten – oder heilen?

Die gesellschaftliche Auffassung vom Sinn und Zweck der Strafe hat sich über die Jahrhunderte verändert.

Gefängnisse sind heute so selbstverständlich, dass man denken könnte, es habe sie immer gegeben. Doch dem ist nicht so. Während Jahrhunderten wurden Delinquenten mit Körperstrafen geächtet. Die Justiz des Mittelalters war geprägt von Marter und Peinigung. Oft wurde die Tat, die der Schuldige begangen hatte, an seinem Körper gespiegelt. Das wirkte auch strafeinschränkend:

Körperverletzung etwa durfte nicht mit dem Tode geahndet werden. Doch bei Tötungsdelikten galt das Prinzip: «Wer zu töten weiss, lernt zu sterben.» In der Realität war der Übergang zwischen Prügel- und Todesstrafe bei den «peinlichen Strafen», wie man sie nannte, allerdings fließend. Manche Auspeitschung endete unbeabsichtigt mit dem Tod des Täters.

Kein Halten für den Scharfrichter gab es, wenn gegen einen Verurteilten die Todesstrafe ausgesprochen wurde. Er richtete den Betroffenen in einem wahren Fest des Blutrausches hin. Die Obrigkeit nutzte diese Marter-Schauspiele, um ihre Macht zu demonstrieren. Dabei schreckte sie vor nichts zurück. Die Täter wurden ertränkt, enthauptet, verbrannt oder gerädert.

Besonders grausam waren das Vierteilen und das Rädern. Beim Rädern brach der Henker erst kunstvoll die Knochen des Sträflings, um ihn anschliessend in die Speichen eines Wagenrades zu flechten. Den so gemarterten Verurteilten führte er stolz dem schauernden Publikum vor. Noch brutaler ging es beim Vierteilen zu. Es gibt Originalquellen, die



Kolorierter Holzschnitt, 1507: Wahres Fest des Blutrausches.

belegen, dass die Pferde, die den Körper eines Delinquenten zerreißen sollten, oft stundenlang angetrieben werden mussten, bis Arme und Beine des Opfers endlich vom Torso abgetrennt waren.

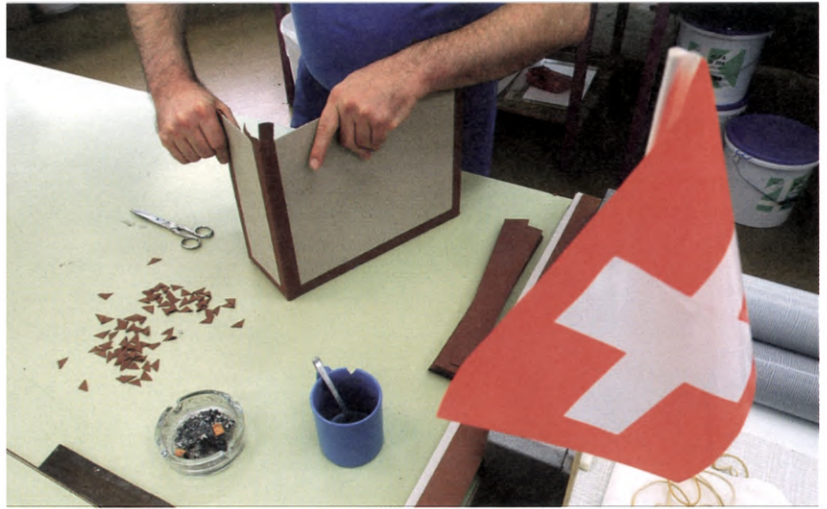
Diese Grausamkeiten verloren mit der Zeit ihre Wirkung. Die ursprüngliche Idee war gewesen, dass die Zuschauer der Folterfestspiele den Gemarterten verabscheuen sollten. Zunehmend wurden die Gepeinigten aber zu Helden. Je länger sie die Torturen überlebten, desto mehr verehrte sie die Menge. Erst das 17. Jahrhundert brachte neue Strafmassnahmen. In ihrem Zentrum stand das Gefängnis. Anstatt die Übeltäter in aller Öffentlichkeit zu quälen, wurden sie jetzt weggesperrt. Zuerst waren die Zuchthäuser dunkle ▶

Bett sitzt, hinter sich an der Wand eine Stickerei, die einen chinesischen Drachen zeigt. Im Regal Bilder von Padre Pio und Mutter Teresa, dazwischen ein kleiner Buddha. Seit fünf Jahren sitzt er nun in Lenzburg. Er ist jetzt 34 Jahre alt, wird 49 sein, wenn er die Gesamtstrafe verbüsst hat. Am 29. März 2014, nach zwei Dritteln, kann er in Richtung Neapel verreisen; wenn er sich nichts zu Schulden kommen lässt im Knast.

Leben ohne Liebe und Sex

Was er am meisten vermisse in seinem jetzigen Leben seien Liebe und Sex. Auch die kurzen zehn Minuten zum Telefonieren machten ihm zu schaffen. Kaum hätte er den Vater in Neapel am Apparat, sei die Gesprächszeit auch schon wieder vorüber. Und manchmal gebe es Schwierigkeiten mit anderen Gefangenen. Besonders heikel seien Streitereien mit albanischen oder libanesischen Mithäftlingen, da man sich dadurch die Feindschaft der gesamten Bande zuziehe.

Tai-Chi, sagt Donato, helfe ihm, die innere Ruhe, Frieden und das seelische Gleichgewicht zu finden. Mit Tai-Chi lerne er Anfeindungen zu trotzen und negative Gefühle zu überwinden. Dass der Weg zu



Kartonage, Strafanstalt Pöschwies in Regensdorf: Durchschnittlicher Tagesverdienst ist 26 Franken.

diesem Seelenzustand lang ist, hat er allerdings erst kürzlich erfahren müssen: Eine kleine Auseinandersetzung brachte ihn in Rage, und er beschimpfte einen Mithäftling als «Kinderficker».

Beschimpfungen, Beleidigungen oder rassistische Äusserungen gelten als Vergehen und werden bestraft. Ein dichtes Regelwerk soll mithelfen, die Gefangenen zu

disziplinieren, um Ruhe und Ordnung im Knast aufrechtzuerhalten. Die Straf- und Disziplinarmaßnahmen reichen von Verweis, Busse, Vergünstigungsentzug, Pekuliumskürzung und verlängertem Einschluss in der Zelle bis zu dreissig Tagen Haft in der Arrestzelle.

Am meisten Strafen werden heute wegen verbotenem Besitz von Mobil- ▶

GESCHICHTE

kerker. Die Gefangenen verschwanden für immer hinter Mauern. Aus den Augen, aus dem Sinn, hiess das Motto. Doch mit der Aufklärung sollte sich das im 18. Jahrhundert ändern. Jeremy Bentham (1748–1832) erfand ein neues Gefängnis, das er Panoptikum nannte. Das Prinzip seiner Konstruktion ist die totale Überwachung der Gefangenen. Im Zentrum des Baus steht eine Kanzel, von der aus die Aufseher den gesamten Zellentrakt im Auge haben.

Noch heute sind in Europa viele Gefängnisbauten in Betrieb, die nach Benthams Prinzip gebaut worden waren – in der Schweiz die Strafanstalt Lenzburg. Die Gefangenen wissen, dass sie ständiger Beobachtung ausgesetzt sind. Der

Sinn des Panoptikums liegt darin, dass der Delinquent sich selber zu beobachten beginnt und damit Zucht und Ordnung lernt.

Hitzige Diskussionen um Gefängnisse und ihre Funktionsweise wurden in den späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahren geführt. Viele rebellische, aus gutbürgerlichem Milieu stammende Studenten sahen sich



Reto Camenisch, 1991: «Isolation ist Folter.»

plötzlich hinter Gittern oder sympathisierten mit Terrororganisationen wie der Roten Armee Fraktion (RAF) oder militanten Kapitalismuskritikern wie dem Bündner Reto Camenisch. Der Knast, «das brutale Machtmittel der Herrschenden», wurde zum Kampffeld. Die Diskussion um die Haftbedingungen erfasste bald auch breitere Kreise der Gesellschaft. Der Ruf «Isolation ist Folter» erhitze die Gemüter; man bemühte die Uno-Menschenrechtskonvention, die Isolationshaft und Folter ächtet, gegen den Schweizer Strafvollzug.

Auch die Wissenschaft begann sich für die Gefängnisse zu interessieren. Eine neue Generation von Juristen und Strafrechtlern machte sich für Reformen

stark. Zahlreiche Gruppen setzten sich für bessere Lebensbedingungen der Gefangenen ein, beispielsweise die Aktion Strafvollzug. Durch eine eigene Zeitung und spektakuläre Aktionen gelang es ihr, den Strafvollzug zu einem öffentlichen Thema zu machen und Reformen zu initiieren. In den Siebziger- und Achtzigerjahren herrschte Tauwetter im Justizvollzug.

1993 aber begann eine neue Eiszeit: Der zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilte Frauenmörder Erich Hauert tötete während eines Hafturlaubs in Zollikerberg die 20-jährige Pasquale Brumann. Der Fall bereitete den Weg für die Anfang Jahr vom Volk angenommene Verwahrungsinitiative. Reto Kohler

telefonen ausgesprochen. Ende Oktober waren drei der vier Arrestzellen mit «Handy-Tätern» besetzt. In der vierten sass ein Häftling, der im Gefängnis mit Kokain erwischt worden war. Auch der Besitz von so genannten Risikogegenständen wie Messer mit einer Klingenlänge von mehr als sechs Zentimetern, Feilen, Sägen, SIM-Karten, Spraydosen mit Treibgas, Waffenliteratur und so weiter werden mit Arrest bestraft. Und natürlich Schlägereien. Wenn es kracht zwischen Gefangenen, dann häufig zwischen Albanern und Kosovaren oder Libanesen und Afrikanern.

Im Bunker, wie die Arrestzelle genannt wird, darf gelesen und geschrieben, aber nicht geraucht werden, was für viele Knastis eine Tortur ist. Der Gefangene ist mit Ausnahme eines Spaziergangs von einer Stunde den ganzen Tag in der Zelle eingeschlossen. Hier ist der Vollzug der Strafe noch so, wie ihn der französische Philosoph Michel Foucault (1926–1984) in seinem Buch «Überwachen und Strafen» als Disziplinierungs- und Machtmittel des bürgerlichen Staats beschrieben hatte: «Körper und Seele müssen einsam sein.»

1000 Franken für ein Natel

Dass Handys und Drogen trotz der hohen Mauern, der Schleusen und strengen Eintrittskontrollen mit Scannern, Röntgengeräten und Leibesvisitationen ins Gefängnis geschmuggelt werden, hängt damit zusammen, dass auch in einer geschlossenen Strafanstalt undichte Stellen bleiben: Insassen gehen täglich ein und aus. Sie arbeiten draussen in der Landwirtschaft. Auch dürfen Gefangene Besuch empfangen. Häftlinge gehen auf Urlaub. Fahrzeuge liefern Produkte und Waren an Küche und Gewerbe. Mancher Chauffeur spricht dieselbe Sprache wie die mit dem Güterumschlag betrauten Gefangenen. Rasch wechseln so ein paar Gramm Rauschgift oder ein Handy die Hand. Und sollte es auf die einfache Tour nicht klappen, gibt es immer noch Umwege, wie ein Beispiel aus dem Gefängnis Pöschwies in Regensdorf zeigt: Das Natel wurde in seine Einzelteile zerlegt, in ein Spielzeugauto eingebaut und von einem Laden draussen zur Reparatur an die Metallwerkstatt des Gefängnisses geliefert. Im Knast werden für ein betriebsbereites Handy zurzeit 1000 Franken geboten. All diese Löcher könnten nur mit einem kaum verantwortbaren personellen Aufwand oder ►

AUFSEHER

Sie wollen keine Prügelknaben sein

Gefängnisbeamte haben ein miserables Image. Mit einer neuen Ausbildung treten sie die Flucht nach vorn an.

«Wachtel», «Wärter», «Pfahl» – für den Beruf des Gefängnisaufsehers gibt es viele Bezeichnungen – kaum eine zeugt von Respekt. Wer Wärter wird, hat sich dazu entschlossen, weil er andernorts versagt hat, denken viele. Philippe de Sinner, 49, wehrt sich vehement gegen solche Herabwürdigungen: «Der Aufseher ist kein Schlüsselknecht, sondern ein breit ausgebildeter Betreuer.» De Sinner ist Direktor des Schweizerischen Ausbildungszentrums

Für den Schuleintritt liegt der Altersdurchschnitt bei 35 Jahren. «Das hat viele Vorteile», sagt de Sinner. Ein 22-jähriger Aufseher könne einen depressiven Gefangenen in seinen Gefühlen schlicht nicht verstehen. Ältere Beamte hätten hingegen meist selber schon eine oder zwei Krisen in ihrem Leben überstehen müssen. «Das macht sie glaubwürdiger.»

Der Unterricht ist praxisorientiert und pragmatisch. Gelehrt werden Grundlagen in Psychologie, Recht, Vollzugstechnik und Medizin. Die Grundausbildung wird immer vielschichtiger. Denn: «Von ihrem Wesen her sind die Gefangenen eindeutig komplizierter geworden», sagt Karl-Heinz Vogt, Vizedirektor der Schule.

Vogt erkennt die grössten Herausforderungen des Strafvollzugs in der wachsenden Zahl psychisch auffälliger Gefangener und im steigenden Ausländeranteil in den Gefängnissen.

Rund 40 Prozent aller

Gefangenen in der Schweiz haben psychische Probleme. Deshalb bietet das SAZ seit neuestem einen Weiterbildungskurs in Psychiatrie an. Die Teilnehmer lernen seelische Störungen und ihre Folgen richtig zu erkennen. «Das Wissen hilft ihnen, Aggressionen richtig einordnen zu können», sagt de Sinner. Zudem kann gut geschultes Personal dem jeweiligen Anstaltspsychiater viel präzisere Informationen über das Verhalten eines schwierigen Patienten liefern.

In einem Pilotprojekt des SAZ können die Schüler nun auch das richtige Verhalten in «interkulturellen Konfliktsituationen» lernen. In den Knästen sitzen Kriminelle aus 120 verschiedenen Ländern. Zwischen ausländischen Gefangenen und dem Personal kommt es immer wieder zu Spannungen – um sie zu lösen, hilft ein geschultes Feingefühl mehr als die krude Macht des Schlüssels.

Reto Kohler



Gefängnisaufseher, Strafanstalt Lenzburg: «Die Gefangenen sind komplizierter geworden.»

für das Strafvollzugspersonal (SAZ) in Freiburg.

Früher hat man Strafvollzugsbeamte in der Schweiz dezentral ausgebildet. Ein Kurs hier, ein Workshop da. Gleichzeitig wurde der Alltag im Strafvollzug immer schwieriger. Die Behörden konzipierten einen neuen Lehrplan und bauten 1997 in Freiburg eine Schule. Heute lassen sich dort jährlich 140 Schüler zu Fachmännern oder -frauen für Justizvollzug nach den neuesten Erkenntnissen ausbilden. Seit kurzem ist der Titel eidgenössisch anerkannt. Alle Schüler müssen mindestens ein Jahr Berufserfahrung nachweisen, bevor sie mit den Kursen beginnen dürfen. Diese dauern dann noch einmal zwei Jahre. Danach schliessen die Kandidaten das Studium mit einer Diplomarbeit ab.

Ein buntes Gemisch von Leuten drückt in Freiburg die Schulbank. Eine Besonderheit: Die Anfänger sind oft reifere Semester.

durch eine empfindliche Beeinträchtigung des Betriebs abgedichtet werden.

Peter K. arbeitet in der Schlosserei. Leicht gebeugt steht er mit einer Feile in der Hand hinter einem Rohling. Das graublond Haar ist strählig. Der Blick hinter der Brille hat etwas Ängstliches. K. ist Mitte sechzig. Er ist verwahrt. Die wenigen Jahre seines Erwachsenenlebens, die er in Freiheit verbrachte, waren für ihn Jahre der Jagd nach Knaben. Er tat es immer wieder. Irgendwann hat ein Gericht dem Treiben ein Ende gemacht: lebenslanger Einschluss.

Für viele Mitinsassen ist der Verwahrte K. «Abschaum». Für die Vollzugsangestellten eine Provokation, oder im besten Fall eine Herausforderung. K. ist ein Querulant. Seine Kontakte zu andern sind ein einziges Keifen und Klagen. Schuldeinsicht kennt er nicht. Man habe sich gegen ihn verschworen. Alle plagten ihn. Er halte das nicht aus. Warum ihm niemand helfe, fragt er den Besucher.

Empathie ist eines der Schlüsselwörter für die Angestellten im Gefängnis: die Bereitschaft und Fähigkeit, sich in die Einstellung anderer Menschen einzufühlen. Empathie für Peter K.? Oder einen Hauer? Wer solchen Gefangenen begegnet, kann ermesen, wie anspruchsvoll die Arbeit der Aufseher ist.

Hauer überfiel in den Siebzigerjahren Frauen, meist in abgelegenen Waldstücken, wo er sie vergewaltigte, misshandelte und tötete. Die Justiz verurteilte ihn 1985 zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe. Acht Jahre später, während eines Hafturlaubs, ermordete er die 20-jährige Pasquale Brumann.

Werner Ferrari hatte 1971 einen zehnjährigen Knaben getötet. 1979 war er aus dem Gefängnis entlassen worden und vergewaltigte und ermordete weitere Kinder. Jetzt verlangt der heute 58-Jährige eine Wiederaufnahme seines Verfahrens, da er den fünften ihm zur Last gelegten Mord nicht begangen habe. Ferrari ist zu «lebenslänglich» verurteilt. Gemäss Strafgesetz kann ein «Lebenslänglicher» nach 15 Jahren bedingt entlassen werden. Doch bei einem Sexual- und Gewaltverbrecher wie Ferrari ►

VOLLZUG

«Ich mag diese Leute»

Der Direktor der Strafanstalt Lenzburg über Handy-Schmuggel, das Sheriff-Syndrom und psychisch kranke Gefangene.

FACTS: Herr Pfrunder, wie können Sie verhindern, dass über Mobiltelefone vom Gefängnis aus Verbrechen vorbereitet werden? Der Algerier Mohamed Achraf hat vermutlich aus der Ausschaffungshaft des Flughafens Kloten übers Handy Sprengstoff für den Terroranschlag in Madrid organisiert und Selbstmordattentäter angeworben. Auch mit dem Mörder des holländischen Filmers Theo van Gogh soll Achraf telefoniert haben.

MARTIN LUCAS PFRUNDER: In einer geschlossenen Strafanstalt wie Lenzburg sind heute vor allem Gefangene, die einer kriminellen Organisation angehören. Wenn nun solche Gefangene Handys haben, können Rauschgift- oder Kinderpornohändler weiter ihren Geschäften nachgehen. Gefängnisse mit hohen Mauern drum herum sind überflüssig.

FACTS: Weshalb ist diese Lücke nicht schon längst erkannt worden?

PFRUNDER: Wir haben von Anfang an gewarnt. Wir haben Handys verboten und sind Profis im Suchen von versteckten Handys. Aber Handys können in ihre Einzelteile zerlegt und so ins Gefängnis geschmuggelt werden. Oder sie kommen über die 30 bis 40 Warentransporte rein, die wir täglich haben. Wir brauchen ein technisches Gerät, das den Mobiltelefonverkehr auf dem ganzen Areal der Strafanstalt verunmöglicht. Es gibt Firmen, auch Schweizer Firmen, die solche Geräte anbieten.

FACTS: Und weshalb haben Sie dieses Gerät nicht angeschafft?

PFRUNDER: Weil das Bakom die Sache über Jahre nicht ernst genommen und uns hingehalten hat. Wir haben geschrieben, auf die Gefahr hingewiesen und um Hilfe gebeten. Ohne Ergebnis. Erst als mein Kollege von der Strafanstalt Pöschwies vor einem Jahr in FACTS Alarm schlug, wachte das Bakom auf.

FACTS: Wie macht Ihnen der hohe Ausländeranteil im Knast zu schaffen?

PFRUNDER: Die 84 Prozent Kriminaltouristen im Gefängnis sind ein Spiegelbild unseres Wohlfahrtsstaates, der zwar auf Pump lebt – aber das wäre mir als mittellosem, ausländischem Menschen wurst. Ich glaube aber, dass ein Gefängnis voller Schweizer nicht besser zu führen wäre.

FACTS: Warum nicht?

PFRUNDER: Ganz generell, ob Schweizer oder Ausländer, sind Gefangene anständige Leute. Sie haben sich den Strukturen anzupassen, und dabei stelle ich fest, dass die Ausländer hier bei uns in der Regel sehr fleissig sind, fleissiger als die Schweizer. Aber es sind eh nicht die Gefangenen, die mir schlaflose Nächte bereiten.

FACTS: Wer denn?

PFRUNDER: Das mangelnde Geld und der Bauzustand der Strafanstalt Lenzburg. Dringend wäre ein Abteilung, die den psychisch kranken Gefangenen arbeitsmässig mehr bietet, eine so genannte Integrationsabteilung. Dringend wäre zudem der Ausbau der hygienischen Einrichtungen. Wir haben für 180

«Die Ausländer hier bei uns sind in der Regel fleissiger als die Schweizer.»

Gefangene 16 Duschen. Das weiss die hohe Politik seit Jahren. Aber sie tut nichts. Wir brauchten dringend einen Speisesaal, in dem die Gefangenen gemeinsam essen könnten und nicht mehr länger allein in der verschlossenen Einzelzelle abgespeist werden müssten. Dieses Abspeisen ist für die Insassen entwürdigend und für die Küchenmannschaft frustrierend, die mitansehen muss, wie das Essen kalt wird, bis es – über lange Gänge gekarrt und durch die Luken in die Zellen geschoben – endlich



Gefängnisdirektor Martin Lucas Pfrunder: «Schweizer Ganove durch internationale Klientel abgelöst.»

MARTIN LUCAS PFRUNDER, 63, Direktor der Strafanstalt Lenzburg, studierte bei den linksliberalen Strafrechtsprofessoren Peter Noll und Günter Stratenwerth, die Mitte der Siebzigerjahre den Schweizer Strafvollzug reformierten. Pfrunder verfasste eine viel beachtete Dissertation zum Thema «Die Strafanstalt Lenzburg». Die Fakten für die 440-Seiten-Studie holte er sich während eines zweijährigen Aufenthaltes im Gefängnis Lenzburg, wo er eine Zelle bezog, mit Gefangenen in Gewerbebetrieben arbeitete und sich neben der wissenschaftlichen Arbeit der Rechtsberatung von Insassen widmete. Ende Jahr tritt Pfrunder nach 23 Jahren als Direktor des Gefängnisses Lenzburg in den Ruhestand.

beim Gefangenen ist. Dabei wäre ein Speisesaal vorhanden, und zwar in der alten Kapelle, einem grossen, runden, lichtdurchfluteten Raum im Zentrum des Gefängnistraktes. Mit einer Million würde aus diesem seit Jahrzehnten leer stehenden Raum ein geeigneter Speisesaal. Immer wieder wurde uns der Kredit versprochen. Aber es blieb beim Versprechen. Mit Projekten für den Strafvollzug holt sich ein Politiker keine Lorbeeren.

FACTS: Einige der Gefangenen sind hochgradig abnorme, psychopathische Menschen. Gehörten diese nicht in eine geschlossene psychiatrische Klinik statt in ein Gefängnis?

PFRUNDER: Nein, diese Leute gehören zu uns. Wir haben erkannt, dass die Psychiatrie nicht in der Lage ist, mit kriminellen Geisteskranken umzugehen. Das muss dem Vollzug überlassen werden und jenen Psychiatern, die bereit sind, in Gefängnissen zu arbeiten. Nur muss in den Gefängnissen eine Struktur geschaffen werden, um diese Menschen «gerechter einzusperrern». Dazu gehören Arbeitsplätze, die ihren Möglichkeiten entsprechen und den Sicherheitsanforderungen genügen. Bei den jetzigen Verhältnissen ist das nicht der Fall. Dabei bringen diese Menschen viel Farbe in den Gefängnisalltag. Ich mag diese Leute.

FACTS: Sehen das Ihre Mitarbeiter auch so? Mögen sie «Verrückte» auch?

PFRUNDER: Ja. Ich weiss, dass auch die Meister in unseren Gewerbebetrieben bereit wären, mit solchen Menschen zu arbeiten, vorausgesetzt, die Strukturen für deren Beschäftigung sind vorhanden.

FACTS: Welche Eigenschaften zeichnen den guten Gefängnisangestellten aus?

PFRUNDER: Ich sage Ihnen, was ein Strafvollzugsmitarbeiter nicht sein darf: Er darf kein Sheriff sein, das Sheriff-Syndrom ist gefährlich. Und ebenso gefährlich ist das Helfer-Syndrom. Es müssen psychisch belastbare Leute sein, Leute, die Reife und Ruhe ausstrahlen. Sie müssen das Gleichgewicht halten zwischen Mitgefühl und Distanz.

FACTS: Sie waren einer der jungen, reformwilligen Juristen, als Sie vor 23 Jahren Direktor des Gefängnisses Lenzburg wurden. Welche Reformideen konnten Sie realisieren? Und worin sind Sie durch die Wirklichkeit im Strafvollzug eines Besseren belehrt worden?

PFRUNDER: Die Welt ist nie so, wie man sie sich vorstellt. Das ist eine der wichtigsten Erfahrungen, die ich mit zunehmendem Alter mache. Wir sind als junge Kritiker, als die so genannte 68er-Generation, gestartet und haben die alten, noblen Herren im Strafvollzug über den Haufen gerannt. Als Praktikanten im Strafvollzug haben wir eine brave Schweizer

Durchschnittsklientel angetroffen und auf Grund dieser Gefängnispopulation unsere Theorien entwickelt. Dass innert weniger Jahre der Schweizer Ganove durch eine internationale Klientel abgelöst wurde, konnte niemand voraussehen. Und doch ist für mich etwas ganz Entscheidendes unverändert geblieben: Gefangene haben etwas «Gmögiges».

FACTS: Inwiefern?

PFRUNDER: Man muss sie mögen, sonst kann man hier nicht arbeiten. Gefangene sind Menschen, die im Durchschnitt intelligenter sind als der Durchschnitt der Bevölkerung. Sie sind häufig spannend und raffiniert. Das hat sich nicht verändert seit meinem Praktikum. Aber die Gesellschaft hat sich verändert. Sie will die Gefangenen nicht in der Schweiz, sondern ausgeschafft haben. Ich verstehe auch, dass die Leute nicht wollen, dass wir unsere Gefangenen fit machen, damit sie nachher in Zürich leben können.

FACTS: Damit ist der Sinn der Gefängnisstrafe – wie er im Gesetz verankert ist, nämlich, dass der Strafvollzug auf den Wiedereintritt ins bürgerliche Leben vorbereiten soll – hinfällig.

PFRUNDER: Ja, weit gehend. Ich weiss nicht, wie das bürgerliche Leben in Pristina aussieht. Aber wir können dem Gefangenen Fähigkeiten beibringen, die es ihm ermöglichen werden, ein Leben ohne Delinquenz zu führen.

ist anzunehmen, dass lebenslänglich «bis zum Tod» bedeutet. Das dürfte auch für den verwahrten Hauert gelten.

Für das Gefängnispersonal zählen Hauert und Ferrari nicht zu den schwierigsten Fällen, da sie weder gegenüber anderen Insassen noch gegenüber den Aufsehern unberechenbar und gewalttätig sind. Aber es gibt in Lenzburg Gefangene, zumeist Menschen mit schwersten schizophrenen Störungen, die dermassen unberechenbar und gefährlich sind, dass sie Tag und Nacht im Sicherheitstrakt eingeschlossen und rund um die Uhr von fünf Angestellten bewacht werden müssen. In dem mit dicken Mauern, Sichtblenden, Kameras, Bewegungs- und Geräuschsensoren ausgerüsteten Betonklotz sind zurzeit mit acht Gefangenen alle verfügbaren Zellen besetzt.

Gehörten psychisch schwer kranke Kriminelle nicht in eine psychiatrische Klinik? Eine Frage, die unter Fachleuten heftig diskutiert wird. Für die breite Öffentlichkeit dagegen ist klar: Ein Insasse des Hochsicherheitstrakts in Lenzburg kostet 550 Franken pro Tag. In einer psychiatrischen Klinik sind es 1300 Franken. Gleichzeitig bietet der Einschluss psychisch Abnormer mehr Schutz für die Gesellschaft, als wenn sie in einer Klinik leben.

Ob in der Klapmühle oder im Knast, unbestritten ist, dass die Therapieanstrengungen für psychisch kranke Kriminelle verstärkt werden müssen. Tatsache ist: Die meisten Täter, auch Sexualstrafäter, kom-

Ein Insasse des Hochsicherheitstrakts in Lenzburg kostet 550 Franken pro Tag.

men nach einigen Jahren wieder frei; die Stammtischforderung, letztere allesamt ein Leben lang einzusperrn, liesse sich alleine schon wegen der Kosten nicht realisieren. Frank Urbaniok, Leiter des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Kantons Zürich, stellt lakonisch eine ganz einfache Frage: «Wen wollen Sie lieber in Ihrer Nachbarschaft: einen therapierten oder einen nicht therapierten Sexualstrafäter?»

«Es gehört wohl zum Schwersten, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind, und nicht sie haben zu wollen, wie man gern möchte»: Dieser Satz hängt in Grossbuchstaben im Zentrum der Strafanstalt Lenzburg, im so genannten Pavillon, einer mehrstöckigen Kanzel, der Kommando-

zentrale des Gefängnisses, die rund um die Uhr besetzt ist. Der Pavillon verbindet die fünf sternförmig angeordneten Gefangentrakte mit ihren 200 Zellen. Jeder Trakt ist von langen, sauberen Gängen und Galerien durchzogen und durch Gittertore getrennt. Gusseiserne Wendeltreppen verbinden die drei Stockwerke. Architektur und Funktion des Gefängnisses Lenzburg haben sich seit der Eröffnung 1864 kaum verändert. Auch für die nächsten Jahre sind keine Neuerungen vorgesehen, ausser einer neuen Umfassungsmauer, da die alte Mauer so morsch ist, dass Teile davon unlängst eingestürzt sind.

16 Duschen für 180 Gefangene

Im Strafvollzug ist seit Jahren das grosse Sparen angesagt. Gefängnisse sind zur Kampfzone zwischen Politikern und Knastverantwortlichen geworden. Dringende Sanierungen und Projekte sind blockiert. Die Strafanstalt Lenzburg beispielsweise hat für ihre 180 Gefangenen ganze 16 Duschen. Dabei verursacht dieses Hochsicherheitsgefängnis lediglich ein Defizit von 1,4 bis 1,8 Millionen Franken, weniger als jedes Regionalspital. Seit 1992 wird das Budget für die Strafanstalt von der Aargauer Regierung gekürzt. Und im Kanton Zürich beispielsweise sollen gemäss neuestem Sparprogramm die Gefängnisangestellten eine vierprozentige Kürzung ihres Reallohns hinnehmen.

Ein Gefangener in Lenzburg kostet den Steuerzahler 234 Franken pro Tag. Ähnlich viel wie in den andern fünf geschlossenen Vollzugsanstalten der Schweiz. Für viele Bürger ein Skandal – vor allem wenn sie daran denken, dass es fast ausschliesslich Ausländer sind, die einsitzen, nicht bei Brot und Wasser, sondern bei tiptoppem Essen, bei Fernsehen mit 42 Stationen im Zimmer, mit Dusche auf der Etage, Fussballplatz im Hof, Tischtennis und Boccia um die Ecke, Turnhalle und Fitnessraum im Keller, Arzt und Apotheker im Haus. Selbst ein Psychiater ist zu Diensten, wenn ein Verurteilter verrückt spielt.

Ja, meint mancher Steuerzahler, hier zu Lande führen Ganoven hinter Gittern ein schönes Leben – und das mit meinem Geld.

Vielleicht müsste man ihn mal für ein paar Wochen in eine Zelle sperren.

Mitarbeit: Reto Kohler

Ausstellung zum Thema «Strafen»: Zeughaus Lenzburg, bis 25. April 2005. www.stapferhaus.ch

Sebis Trick

- Hi, Leila.
- Hä? Wer ist da?
 - Sebi.
 - Was? Meine Mutter hat gesagt, Bellinda sei am Telefon ...
 - Ich habe sie überredet. Wenn ICH anrufe, gehst du ja nie ran.
 - Mann, nicht mal auf meine Mutter ist Verlass. Was willst du, Sebi? Machs kurz.
 - Ich habe tausendmal angerufen und eine Million SMS geschickt ...
 - Pech. Ich habe mein Handy verkauft.
 - Es tut mir echt Leid, Leila. Alles.
 - Aha.
 - Kannst du mir verzeihen?
 - Vergiss es, Sebi.
 - Wieso? Hast du einen neuen Freund? Ich habe gehört, dass du so einen alten Knacker kennen gelernt hast.
 - Ja, das habe ich. Er ist aber nicht älter als deine Stiefmutter, Jessica, in die du dich so unsterblich verliebt hast.
 - Ich habe mich echt Scheisse benommen, Leila. Das mit Jessica war ein krasser Fehler.



ANNA LUIF, 32,
ist Drehbuchautorin
und Filmemacherin.
Sie lebt in Zürich.

- Hat sie dich nicht an ihre Silikon-Titten rangelassen? Du Armer!
- Ich habe es gar nicht versucht. Ich finde Silikon sowie so total Scheisse.
- Ach, ja? Auf einmal?
- Gib mir eine Chance, Leila.
- Warum sollte ich?
- Weil wir echt gut zusammenpassen.
- Auf einmal ist dir mein Busen wieder gut genug?
- Ja. Ich finde ihn mega, genau so, wie er ist.
- Du hast ja keine Ahnung, was aus ihm geworden ist.

Fortsetzung folgt